





Daniel Friedrich Sturm

PEER STEINBRÜCK

Biografie

Mit Karikaturen
von Heiko Sakurai

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Daniel Friedrich Sturm ist außerdem bei dtv erschienen:
Wohin geht die SPD? (dtv 24709)

**Ausführliche Informationen
über unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**



Originalausgabe 2012
© 2012 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© Karikaturen: Heiko Sakurai
Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Literarische Agentur Thomas Schlick GmbH, 30827 Garbsen
Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Sämtliche,
auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagfoto: laif/Dominik Butzmann
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: Kösel, Krugzell
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-24924-9

INHALT

I. Hamburg, Oldenburg und Kiel	7
II. Bonn und Düsseldorf	37
III. Kiel	67
IV. An Rhein und Weser	103
V. Wülfrath und Washington	179
VI. Berlin	245
VII. Fasziniert und fassungslos	279
Dank	287
Interviews mit Peer Steinbrück	289
Literatur	293
Personenverzeichnis	295

I. HAMBURG, OLDENBURG UND KIEL

Der Mann, der in den dramatischen Tagen der Finanzkrise im Oktober 2008 den »Sparerinnen und Sparern in Deutschland« garantiert, dass sie »nicht befürchten müssen, einen Euro ihrer Einlagen zu verlieren«, wird gehört, wenn er sich zu Wort meldet. Zwei Bücher hat Peer Steinbrück verfasst, viele Wochen lang standen sie ganz oben auf den Bestsellerlisten. Die Menschen interessiert, was er zu sagen hat.

Peer Steinbrück ist weder zurückhaltend noch diplomatisch. Er redet gerne, direkt und unverstellt. Er tritt vor der Bausparkasse Schwäbisch Hall auf, bei der Friedrich-Ebert-Stiftung in Peine oder der SPD in Mettmann. Neuerdings hält er Vorlesungen an der Universität Leipzig. Regelmäßig reist er ins Ausland. Steinbrück spricht im Deutschen Bundestag und lässt sich in Talkshows befragen. In seinem Büro türmen sich Einladungen und Interviewanfragen.

Peer Steinbrück versteckt sich nicht. Und doch ist das Leben dieses 65-jährigen Mannes keineswegs erzählt. Es ist ein Leben mit einem steilen Aufstieg und einigen Rückschlägen. Aus einem Beamten im Bundesbauministerium wurde der Ministerpräsident des größten Bundeslandes. Dann scheiterte Steinbrück in Nordrhein-Westfalen. Ein halbes Jahr später stieg er zum Bundesfinanzminister auf, wurde verlässlicher Partner der Kanzlerin und landete im Jahre 2009 erneut in der Opposition. Doch selbst als einfacher Abgeordneter brachte und bringt Steinbrück es zu höchsten Popularitätswerten.

Derjenige solle Kanzlerkandidat werden, der die größten Chancen besitzt, die Bundestagswahl zu gewinnen, befindet der SPD-Vorsitzende Sigmar Gabriel am 1. Mai 2010. Dieser Tag ist ein wichtiges Datum im Leben von Peer Steinbrück. Lange schloss Steinbrück aus, als Spitzenkandidat der SPD in eine Bundestagswahl zu ziehen. »Wollen Sie mich umbringen?«, parierte er einst entsprechende Fragen. »Das stand nie zur Debatte. Ich bin es nicht, und ich habe auch nicht die Qualitäten dafür«, befindet er vor der letzten Bundestagswahl im Sommer 2009. Es dauert

auch nach Gabriels Statement eine Weile, bis sich Steinbrück mit dem Gedanken anfreundet. »Ich bin aus dem Spiel« und »Mit einer Kanzlerkandidatur kokettiert man nicht«, sagt er im Herbst 2010. Doch weder Parteifreunde noch Journalisten nehmen ihm diese Bescheidenheit ab. Brück aber weist er Nachfragen zurück. »Ich bitte das Missverständnis nicht weiter zu kolportieren, ich sei bereit irgendwelche Ämter, Funktionen oder Kandidaturen zu übernehmen«, sagt Peer Steinbrück noch im Oktober 2010. Wenig später klingt das ganz anders. »Der Zeitpunkt wird kommen, wo ich mich in Absprache jedenfalls mit zwei oder drei Führungspersönlichkeiten der SPD darüber zusammensetze«, verkündet er im Mai 2011. In seinem gemeinsamen Gesprächsband mit Helmut Schmidt spricht sich dieser Altbundeskanzler für eine Spitzenkandidatur Steinbrücks aus.

Wer ist dieser Mann, dem mancher zutraut, Kanzler der Bundesrepublik Deutschland zu werden?

FAMILIE

Peer Steinbrück kommt als erster von zwei Söhnen der Eheleute Ernst und Ilse Steinbrück zur Welt. Er wird am 10. Januar 1947 in Hamburg geboren.

Zu seinen Vorfahren zählen Seefahrer, aber auch ein paar Leute von Rang und Besitz. Peer Steinbrücks Urgroßvater Hugo Delbrück und dessen Bruder Adelbert bauten das Seebad Heringsdorf auf Usedom, wo deutsche Unternehmer und Politiker im 19. Jahrhundert oft Urlaub machten. Sein Urgroßonkel Adelbert Delbrück gründete 1870 in Berlin die Deutsche Bank. Doch Ernst und Ilse Steinbrück, seine Eltern, zählen nicht zum Hamburger Großbürgertum. Sie wohnen neben anderen Familien in einem Mietshaus aus der Jahrhundertwende am Schrötteringsweg, Stadtteil Uhlenhorst, einen halben Kilometer von der Außenalster entfernt. Weiße Stadthäuser mit majestätischen Eingängen säumen diese kurze Straße, ebenso rote Backsteinhäuser aus den 1920er-Jahren und Zweckbauten aus der Nachkriegszeit. In Barmbek sei er aufgewachsen, wird Steinbrück später einmal in einem Interview

sagen, »in einem Stadtteil, wo man sich auf der Straße durchsetzen musste«. Proletarisch klingt das, proletarischer, als es das durchaus feine Uhlenhorst heute vermuten lässt. Seine Eltern erziehen ihr Kind eher liberal als autoritär, auch wenn der Vater dem kleinen Peer manchmal den Hintern versohlt. Die Steinbrücks haben ›Die Welt‹ abonniert, sie gelten als liberal.

Der Vater ist 1914 in Pommern geboren und in Hamburg Architekt geworden. Er entwirft das Gebäude der Gothaer Versicherung an der Alster, hält sich letztlich aber für einen nicht außergewöhnlich guten Architekten und verdient sein Geld deshalb später mit Schadensgutachten für Gebäude. Ernst Steinbrück schätzt Konrad Adenauer, den ersten Bundeskanzler und CDU-Vorsitzenden. Bis 1965 wählt er, so vermutet sein Sohn heute, die Christdemokraten. 1969 stimmt er dann, wohl vor allem auf Drängen seiner Frau, für Willy Brandt. Ernst Steinbrück stirbt im Jahre 1998.

Peer Steinbrücks Mutter, 1919 als Ilse Schaper geboren, entstammt einer Hamburger Kaufmannsfamilie mit dänischen Wurzeln. Mitte der 1930er-Jahre verbrachte sie eine längere Zeit bei Verwandten in Dänemark und Schweden, wo sie sich dem »Bund Deutscher Mädels« entziehen konnte. Ilse Schaper hörte Jazz, ging tanzen und erlebte ein ungezwungenes Zusammenleben von Frau und Mann. Sie ließ sich zur Hutmacherin und Schneiderin ausbilden und empfand es als völlig normal, dass eine Frau einen Beruf ergriff. Anfang 1939 kam sie nach Hamburg zurück – in ein anderes, ihr fremdes Land. Niemand durfte hier sagen, was er denkt, und Jazz zu hören war politisch gefährlich. Unter dem Datum ihrer Rückkehr von Kopenhagen nach Hamburg vermerkte sie in ihrem kleinen Kalender: »Jetzt kehre ich in diese Diktatur zurück.« Als Peer Steinbrück mehr als 70 Jahre später die Hinterlassenschaften seiner Mutter sortiert, liest er diese Worte.

Ilse Schaper hatte jüdische Freunde, denen es gelungen war, Deutschland früh zu verlassen. Zu ihrer dänischen Verwandtschaft zählte ein Arzt, den die Nazis nachts per Telefon aus dem Haus riefen. Sie unterstellten ihm, dem Widerstand anzugehören. Am nächsten Morgen wurde der Arzt erschossen aufgefunden. »Meine Mutter«, sagt Peer Steinbrück, »hat in ihrem Freundeskreis sehr früh die Judenverfolgung mitbekommen und nach dem Krieg darunter gelitten, dass Hamburger

Bürger, die wie sie die Transporte am Hamburger Hauptbahnhof gesehen hatten, noch in den 1960er-Jahren so taten, als ob das alles nicht stattgefunden habe. Diese Verleugnung wollte sie nicht akzeptieren. Diese Haltung hat die Erziehung von mir und meinem Bruder geprägt.«

Ernst Steinbrück und Ilse Schaper lernten sich während des Krieges kennen, 1942 in einem Café in Bansin auf Usedom. Über seine Kindheit und Jugend sagt Peer Steinbrück, dass »die Familienstrukturen intakt« gewesen seien. Anders als etwa Gerhard Schröder, Sigmar Gabriel oder Klaus Wowereit wächst er in behüteten Verhältnissen auf. Beide Elternteile leben, ihre Ehe hält.

Dass seine Mutter immer wieder auf den Nationalsozialismus zu sprechen kommt, ist in den 1950er-Jahren nicht selbstverständlich, und schon dem zehnjährigen Peer Steinbrück fällt auf, dass in anderen Familien dazu geschwiegen wird. Seine Großmutter und Mutter erzählen viel von früher. Wenn Besuch da ist, kommt es manchmal zu heftigen und lautstarken Diskussionen. Der Sohn hat die Mutter als eine Frau in Erinnerung, die sich engagiert dagegen wehrt, die Naziherrschaft zu verharmlosen und zu verdrängen. Wie sein Vater zum NS-Regime gestanden hat, sagt er nicht.

Ilse Steinbrück schätzt Brandt und wählt Jahre früher als ihr Mann die SPD. Sie ist eine selbstbewusste, resolute Frau, der historische Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit wichtiger zu sein scheinen als die im Bürgertum weit verbreitete Ansicht, die Vergangenheit nun erst einmal ruhen zu lassen und nach vorne zu schauen. Einer Erwerbsarbeit geht sie, so ist es für Ehefrauen und Mütter im Westen Deutschlands durchaus üblich, nicht nach. Später betreut sie ehrenamtlich Alte und Kranke. Ilse Steinbrück stirbt im September 2011.

Der Hamburger Jung, der da inmitten der Trümmerlandschaften der Nachkriegszeit heranwächst, hat den Kopf mit Dingen voll, die Kinder seines Alters beschäftigen. Er träumt davon, eines Tages Pirat oder Lokführer zu werden. Er ist, wann immer es geht, draußen unterwegs, spielt in zerbombten Gebäuden und in den Hinterhöfen der Nachbarschaft. Zerrissene Hosen und kaputte Knie gehören zu Peer Steinbrücks Kindheit. Mit seinen Freunden bildet er eine Bande, die sich mit anderen Kindern immer wieder prügelt. Während des Bandenspiels ist Steinbrück kein Anführer, er steht eher in der zweiten Reihe. An Ehrgeiz aber

mangelt es ihm nicht. »Peer wollte immer gewinnen«, sagt sein jüngerer Bruder Birger, der im Mai 1951 geboren wird.

Daheim pflegen die beiden Brüder und ihre Mutter Humor und Ironie. Dem Vater indes fehlt dieser ausgeprägte Sinn, er erträgt jene Veranlagung seiner Familie aber mit einer »großen Toleranz und Souveränität«, wie sein Sohn Peer Jahrzehnte später schildert. Vielleicht ist Ernst Steinbrück zu sehr Pommer, als dass er das ausgiebige Spiel mit Worten genießen könnte. Gelegentlich fühlt er sich durch die ironische Ader von Frau und Kindern ausgegrenzt. Birger Steinbrück wiederum beherrscht verbale Boshaftigkeiten, und der ältere Bruder fällt diesem »großartigen Spott«, wie er sagt, bis heute zum Opfer. Einen »Meister des Wortbildes« nennt Peer Steinbrück seinen Bruder.

Peer Steinbrück besucht ab 1953 die Volksschule Humboldtstraße, die nur wenige hundert Meter vom Elternhaus entfernt ist. Für den Weg zur Schule muss er manchmal Umwege machen, denn in bestimmten Straßen lauern Kinder- und Jugendbanden. Dort drohen Prügel. Steinbrück und seine Kumpel halten es in ihrem Hoheitsgebiet ebenso. Er kauft gern im Krämerladen bei »Tante Reimers« ein, Bonbons und Gewürzgurken etwa. Zuweilen lässt er anschreiben und sammelt so erste Erfahrungen mit dem Kreditwesen.

Sechs Jahre alt ist Peer Steinbrück, als ihm seine aus Dänemark stammende Großmutter das Schachspiel beibringt. Die geliebte Oma aber schenkt ihm in den Partien nichts. »Sie war der Auffassung, dass es echt sein muss, wenn ich mal gegen sie gewinne. Deshalb hat sie nie absichtlich einen Fehler gemacht«, erzählt Peer Steinbrück im Rückblick. Im Alter von 13 Jahren setzt er seine Großmutter erstmals schachmatt. Dieser Triumph ist hart erarbeitet und stärkt das Selbstbewusstsein des jungen Mannes. Ein in Hamburg lebender Onkel, der Bruder der Mutter, zählt ebenso zu Peer Steinbrücks Schachpartnern, später auch sein Bruder Birger, zu dem er bis heute ein enges Verhältnis hat. Die beiden sehen sich oft. Sie segeln gemeinsam, manchmal mit weiteren Freunden. Birger Steinbrück ist ein Regatta- und Hochseesegler, sein Bruder bezeichnet sich als Amateur.

Peer Steinbrück mag schon in jungen Jahren Bücher, Comics und Zeitungen, eine Zuneigung, die bis heute anhält. Er liest, was er kriegen kann, den Abenteuer-Comic ›Cisco‹ ebenso wie ›Mecki‹ und ›Nick Knat-

terton«. Die Eltern haben, das ist in den 1950er-Jahren ungewöhnlich, nichts gegen derlei Lektüre einzuwenden. Cartoons von ›Prinz Eisenherz‹ finden sich in einer Zeitschrift, die Steinbrücks Großmutter abonniert hat – er reißt ihr die Hefte regelrecht aus der Hand. »Bei Cisco und Prinz Eisenherz waren die Guten und die Schlechten noch klar zu erkennen«, erinnert sich Steinbrück. »Das hat sich in meinem späteren Leben geändert.« Während der Olympischen Spiele 1956 in Melbourne wird er zum Zeitungsleser.

Seine bis heute währende Liebe zum Kino erblüht noch früher. Er ist fünf Jahre alt, als Freunde ihn an einem Sonntag um 13 Uhr in die Jugendvorstellung der Ufa Schauburg mitnehmen. Der Junge ist extrem aufgeregt. »Doch bevor der Film losging, kam meine Großmutter wie eine Furie ins Kino gerast und hat mich rausgeholt. Sie wusste nichts von meinem Ausflug.« Mit sechs Jahren sieht Steinbrück seinen ersten Kinofilm, ›Pinocchio‹. Er habe »Rotz und Wasser geheult«, sagt er heute.

Tränen fließen auch, als Peer Steinbrück bei der Fußball-Weltmeisterschaft 1958 das Halbfinale am Radio verfolgt. Deutschland spielt gegen Schweden, geht mit einem Treffer von Hans Schäfer in Führung – und verliert schließlich 1 : 3. Im Jahr zuvor schon hat er ein Fußballspiel am Fernsehen gesehen, der Hamburger SV gegen Borussia Dortmund, das Finale der Deutschen Meisterschaft. Der HSV geht unter, der Endstand lautet 1 : 4. Im Alter von zehn bis etwa 15 Jahren spielt Peer Steinbrück selbst Fußball, meistens auf der Straße. Später spielt er Basketball und Tennis.

Rhetorisch ist Steinbrück seinen Generations-Genossen schon in jungen Jahren überlegen. Er liest und liest und liest, flieht in die Welt der Bücher. Mit Sprache weiß er schon früh umzugehen, weshalb ihm seine Mutter rät: »Junge, du musst später etwas machen, wobei du quatschen kannst.«

JOHANNEUM

Nach der Volksschule besucht Peer Steinbrück die Gelehrtenschule des Johanneums im benachbarten Stadtteil Winterhude. Er hat dafür eine mehrtägige Aufnahmeprüfung zu absolvieren. Am 27. April 1957 – damals beginnt das Schuljahr nach den Osterferien – wird Steinbrück hier eingeschult.

Das Johanneum ist etwa vier Kilometer von der Wohnung der Steinbrücks entfernt. Auf dem Schulweg sind mehrere Alsterkanäle zu überqueren. Winterhude grenzt an die Außenalster und den Stadtpark, ein gut situiertes Viertel, dessen Straßen Fährhausstraße oder Schöne Aussicht heißen. Die Landzunge an der Schönen Aussicht nennt Steinbrück bis heute seinen Lieblingsplatz in Hamburg: »Wenn Sie die Auguststraße runtergehen, laufen Sie genau drauf zu.«

Das Johanneum ist eine altherwürdige Anstalt, die älteste und traditionsreichste Schule der Stadt. Keine Schule pflegt die Alten Sprachen so wie das Johanneum. Es wurde anno 1529 von Johannes Bugenhagen gegründet, dem Reformator Hamburgs und Freund Martin Luthers. Über Jahrhunderte ist das Johanneum das geistige Zentrum der Stadt. Das Schulgebäude wurde von 1912 bis 1914 errichtet nach den Plänen des Hamburger Baudirektors Fritz Schumacher, der für seine dunkelroten Klinkerbauten über die Stadt hinaus bekannt ist. Das Johanneum strahlt eine große, stolze Tradition aus. Der Eingang besteht aus sechs Arkaden, im Gebäude finden sich antike Skulpturen und in Öl gemalte Humanisten. »Zukunft braucht Herkunft«, lautet das Motto der Schule, nicht eben ein sozialdemokratisches Leitbild.

Heute versteht sich das Johanneum als einziges »echtes« altsprachliches Gymnasium Hamburgs: Wie schon zu Steinbrücks Zeit beginnen alle Schüler in der Klasse 5 mit dem Lateinunterricht. In Klasse 8 kommt Griechisch hinzu. Eine der beiden Sprachen muss noch heute bis zum Abitur belegt werden. Das Gymnasium erlebt nach wie vor einen hohen Zulauf an Schülern. Männer, die Geschichte schrieben, lernten hier, Walter Jens, Harry Graf Kessler, Johann Georg Mönckeberg, Gottfried Semper und Johann Hinrich Wichern. Ralph Giordano musste die Schule aufgrund der Nürnberger Rassegesetze verlassen; er verarbeitete diese Erlebnisse in seinem Roman ›Die Bertinis‹. Zur Zeit des Schülers

Steinbrück ist das Johanneum noch eine reine Jungenschule, an der nur Männer unterrichten, die stets Schlips und Kragen tragen.

Das Johanneum vermittelt eine klassische Bildung, weit über den Unterricht hinaus. Der Lehrer Quandt etwa hält zu Peer Steinbrücks Schulzeiten einen Vortrag über »Griechische Vasen des rotfigurigen Stils«. Zuweilen suchen Schulklassen das »Jalousie«-Lichtspielhaus auf. Der Winterball des Johanneums wird im noblen Hotel Atlantic gefeiert. Im Jahre 1958 würdigt die Schule ihren Gründer Bugenhagen anlässlich seines 400. Todestages. Nach bestandener Reifeprüfung verbrennen die Abiturienten in dunklem Anzug und mit Zylinder ihre Schulhefte auf dem Scheiterhaufen. Die Schüler müssen zum Abitur angeben, welchen Beruf sie eines Tages ergreifen wollen. Als ein Abiturient mitteilt, er wolle Bauer werden, zitiert ihn der Direktor zu sich und lässt ihn wissen, dieser Berufswunsch sei nicht standesgemäß neben all den Notaren, Ärzten und Theologen. Als Sohn einer alleinerziehenden Sekretärin passt Steinbrücks Mitschüler Joachim Brandt, der direkt neben der Schule wohnt, nicht in dieses gesellschaftliche Milieu. Die Lehrer lassen ihn dies spüren. Das Motto »Zukunft braucht Herkunft« wird gelebt. »Wir Johanniter fühlten uns als etwas Besonderes«, erinnert sich ein Mitschüler Peer Steinbrücks, »die anderen Gymnasien haben wir nicht für voll genommen.«

Der Unterricht beginnt um 8 Uhr, von Montag bis Freitag werden jeweils fünf Stunden unterrichtet, sonnabends vier Stunden. Zum Beginn der Schulwoche am Montagmorgen findet eine etwa 20-minütige Andacht in der Aula statt. Der Musiklehrer spielt die Orgel, es wird gesungen, ein Lehrer verliest eine Bibelstelle. Als fromm indes gilt die Schule nicht; dafür werden Chor und Orchester geachtet. »Die Klassen 5 bis 9 sitzen auf den Bänken, die Klassen 10 bis 12 stehen auf den Treppen«, lautet die Anweisung des Schulleiters Hans Oppermann für die Andacht. Oppermann galt als überzeugter Nationalsozialist. Er war im Jahre 1934 – als Nachfolger des von Martin Heidegger seines Amtes enthobenen und emigrierten Eduard Fraenkel – Professor für Klassische Philologie an der Universität Freiburg geworden, ab 1941 lehrte er in Straßburg. Nach dem Zweiten Weltkrieg darf er »nur« noch als Lehrer tätig sein, von 1954 bis 1961 ist er Schulleiter am Johanneum. Diese Vergangenheit wird während Steinbrücks Schulzeit nicht thematisiert. Noch in der Festschrift

zum 450-jährigen Bestehen des Johanneums 1979 ist Oppermann, längst pensioniert, mit einem umfangreichen Aufsatz vertreten.

Peer Steinbrück kommt in die Klasse 5 a. Anfangs gehören der Klasse 36 Schüler an, zwei Jahre später nur noch 25. Vor allem Schüler, die mit den Alten Sprachen nicht zurechtkommen, wechseln immer wieder an andere, neusprachliche Gymnasien. Das Abitur nach neun Gymnasialjahren wird nicht einmal ein Drittel der anfangs 36 Schüler machen. Ab der fünften Klasse (»Sexta«) bis zum Abitur wird Latein gelehrt, neun Jahre lang. Ab der siebten Klasse (»Quarta«) kommt Englisch hinzu, ab der achten Klasse (»Untertertia«) Griechisch.

Viele Lehrer sind von Krieg und Nationalsozialismus geprägt und gezeichnet. Klassenlehrer Jes Axel Juhl unterrichtet die Schüler in Deutsch und Latein. Er veröffentlicht während der 1950er-Jahre zwei Bücher: ›Der altsprachliche Unterricht an den wissenschaftlichen Oberschulen‹ und ›Sprachen und Kulturen im Klassischen Altertum‹. Servus, der Sklave, lautet die erste Vokabel, die Steinbrück und seine Mitschüler lernen. Juhl gilt als klassischer Lateinpauker. Ein Schüler nennt ihn heute einen wenig liebevollen Pädagogen und »eher sadistisch«, ein anderer Klassenkamerad Steinbrücks erinnert sich positiv an ihn. Juhl legt im Deutschunterricht auf Sprecherziehung wert. Im Lateinischen unterrichtet er das Rezitieren. Bei der Abfrage von Vokabeln lässt er die Schüler Mannschaften bilden. So werden die Vokabelleistungen spielerisch und sportlich abgefragt. Einige Schüler suchen ihren Klassenlehrer Juhl nachmittags daheim in Hamburg-Altona auf, wo er ihnen Nachhilfe in Latein erteilt.

Den Mathelehrer Christian Trumpf bringen die Schüler immer wieder dazu, Geschichten aus dem Krieg zu erzählen. Trumpf hat nur noch einen Arm. Mehrfach berichtet er, wie es während des Frankreich-Feldzuges im Ersten Weltkrieg dazu kam. Öfter erzählt er von jenem nebligen Tag, an dem er und seine Kameraden meinten, auf feindliche Soldaten geschossen zu haben, und sich diese »Feinde« später als gestutzte Weidenbäume erwiesen. Trumpf paukt mit seinen Schülern Kopfrechnen. Dazu stehen alle auf. Dann reiht er mündlich eine lange Aufgabe an einander, deren Lösung oft null ergibt. Wer sie errechnet hat, darf sich setzen. Trumpf pflegt einen scharfen Umgang. »Unter euch ist kein Gauß«, ruft er der Klasse mehrfach zu. Er habe, sagt Steinbrück rückblickend, in

den 1950er-Jahren »Lehrer kennengelernt ... mit Kriegsverletzungen aus dem Ersten Weltkrieg, Traumata aus dem Zweiten Weltkrieg, Lehrer, die in meinen Augen alle unfähig waren, als Pädagogen zu wirken«.

Als wenig beliebt gilt auch der Englischlehrer Günther von Allwörden. Er gibt sich besonders autoritär und schikaniert regelmäßig einzelne Schüler. Einen Jungen ruft er ein halbes Jahr lang Stunde für Stunde als Ersten auf. Wer im Englischunterricht nicht spurt, wird dazu verdonnert, am außerordentlichen Französischunterricht in der Frühstunde teilzunehmen; dieser beginnt morgens um 7.10 Uhr. Am Johanneum geht es streng zu, der Rohrstock aber ist inzwischen tabu. Das Prügeln erledigen die Schüler zuweilen selbst. Schlägereien auf dem Schulhof oder im Klassenzimmer sind üblich. »Haut se, haut se, immer auf die Schnauze«, lautet ein Schlachtruf. Zu Steinbrücks Klasse zählen zwei Schlägertypen, ein kräftig gebauter ruppiger Fußballer, allseits anerkannt als jemand, der Tore schießt. Der Zweite, ein drahtiger Typ, gilt als fies. Er schlägt seinen Klassenkameraden zuweilen ins Gesicht, stößt sie auf den Boden und zieht sie sodann durch den ganzen Klassenraum. Einmal widerfährt diese Demütigung auch dem ruhigen, nicht besonders sportlichen Peer Steinbrück. Doch der lässt sich das nicht gefallen, wehrt und befreit sich rasch aus der Klemme. Nicht nur bei dem Brutalo verschafft er sich damit Respekt.

EHRENRUNDEN

In der Schule sei er »ein Kasper« gewesen, sagt Steinbrück heute: »Ich bin den Lehrern da deutlich auf den Senkel gegangen und habe saumäßige Zeugnisse gehabt.« Doch an den »Kasper« oder Klassenclown Steinbrück können sich seine Mitschüler nicht erinnern. Wer auch immer sich heute äußert, hat von Peer Steinbrück in seinen Jahren am Johanneum allenfalls ein sehr verschwommenes Bild. Mehrere Klassenkameraden sagen, er habe damals weder zu den besonders guten noch zu den besonders vorlauten Schülern gezählt. Etliche aus ihrem Kreis sind gar irritiert, als sie auf Steinbrück angesprochen werden. Ihnen wird erst jetzt bewusst, dass Steinbrück einst das Johanneum besuchte – und dass

sie zusammen mit ihm unterrichtet wurden. Auch die heutige Schulleiterin erfährt erst im Herbst 2011, dass der Bundesfinanzminister a. D. im Johanneum ein- und ausging.

In der Klasse 8 (»Untertertia«), also im Frühling 1960, wird Walther Rhine Steinbrücks Klassenlehrer. Er unterrichtet Griechisch, die nach Latein und Englisch dritte Fremdsprache. Rhine gilt als inkompetent und verknöchert. Er löst bei seinen Schülern mit der neuen Sprache Griechisch keine Begeisterung aus. Auch Steinbrück findet keinen Bezug zu den Vokabeln, die er lernen muss, und zu der Grammatik, die gepaukt wird. Er leidet.

Am 16. März 1961 kehrt Peer Steinbrück dem Johanneum den Rücken. Sein Abgangszeugnis fällt miserabel aus: In Latein, Griechisch und Mathematik hat er ein »Mangelhaft«. Die beste Note, ein Befriedigend, erhält Peer Steinbrück in seinem Lieblingsfach Geschichte. Alle anderen Fächer, also Englisch, Biologie, Handschrift, Kunsterziehung und Leibesübungen, werden mit Ausreichend bewertet. Für Deutsch gilt die Note »ausreichend, zuletzt befriedigend«. Ein gutes Zeugnis ist etwas anderes. »Peers Verhalten war gut«, heißt es auf dem Zeugnis, »er gab sich im Unterricht Mühe und war fleißig. Erfreulich war sein wachsendes Verständnis im Deutschen.« Unter der Rubrik »Bemerkungen über den Schulbesuch« ist »regelmäßig« vermerkt. »Er verlässt die Schule, um ein anderes Gymnasium zu besuchen«, heißt es auf dem Zeugnis. Sein Klassenlehrer fügt handschriftlich hinzu: »Die Schule entlässt ihn mit den besten Wünschen für die Zukunft.« In seinem Gesprächsband mit Helmut Schmidt äußert sich Steinbrück über diese Phase eindeutig, wenngleich recht schmallippig: »Ich habe eine katastrophale Schulgeschichte in der Mittelstufe gehabt, aber die lassen wir hier mal weg.«

Es ist eine schreckliche Zeit, die Peer Steinbrück in den folgenden Jahren durchlebt. Sie geht ihm offenbar bis heute nahe, Steinbrück spricht über diese Phase seines Lebens kaum und nur ungerne. Viele Politiker neigen dazu, ihre Jugendjahre als besonders schwierige Zeit zu beschreiben, aus der sie gestärkt hervorgegangen seien – Steinbrück nicht. Die Jahre zwischen 1961 und 1966 müssen für ihn wie für seine Eltern eine Tortur gewesen sein. Mehrfach wechselt Peer Steinbrück während der Mittelstufe die Schule. Wieder und wieder kommt er nicht zurecht. Nachdem er schon am Johanneum nicht in Klasse 9 versetzt wurde, folgt

nun eine weitere Ehrenrunde. Für die Klassen 8, 9 und 10 benötigt Steinbrück fünf Jahre.

Steinbrück leidet an einigen Lehrern. Gerade die Lehrer mit ihren physischen und psychischen Schäden aus den beiden Weltkriegen kann er schwer ertragen. Die Heldengeschichten von den Feldzügen gegen Russland und Frankreich bereiten ihm Abscheu und Ekel. Er sieht in diesen alten Männern gestörte Charaktere. Und es sind in der Tat verschrobene Gestalten, die Steinbrück unterrichten. Ein Studienrat etwa, der erst nach 1955 aus Russland heimgekehrt ist, verbrachte zwölf Jahre lang in russischer Gefangenschaft. In dieser Zeit wurde er sehr religiös und seine extreme Fixierung auf den Glauben beeinflusst nun seine Notenvergabe.

Während eines Wandertages bestellt sich Steinbrücks Clique ein Alsterwasser. Der Studienrat ereifert sich und beschwert sich später bei den Eltern. Aktivitäten außerhalb des regulären Unterrichts langweilen Steinbrück. Eine Klassenfahrt hat als Thema die Weser-Renaissance. Lehrer und Schüler besichtigen Schlösser, Rat- und Bürgerhäuser. Daneben suchen sie etliche Kirchen auf und das Kloster Corvey bei Höxter. Auf einem Ausflugsschiff fahren sie nach Bodenwerder, Hameln und zu anderen hübschen Orten des Weserberglandes. Der Schüler Steinbrück allerdings liest während dieser Fahrten Romane von Edgar Wallace, ›Der Zinker‹ oder ›Das Gasthaus an der Themse‹. Als der Lehrer ihn mit einem dieser roten Bändchen aus dem Goldmann Verlag entdeckt, kassiert er es ein und gibt dem Schüler zwei Mark – so viel kosten die Goldmann-Bücher. Edgar Wallace ist keine Literatur, die er duldet. Seine Schüler sollen Eichendorff lesen oder Goethe. Doch Steinbrück hat mehrere Wallace-Bücher dabei. Am nächsten Tag, wiederum auf dem Boot, vertieft er sich in den nächsten Band. Wieder schreitet der Studienrat ein, wieder gibt es zwei Mark. Was er nicht weiß: Mit jedem Entzug eines Wallace-Romans verdient Steinbrück 1,50 DM; er hat diese Bücher für 50 Pfennig im Antiquariat gekauft.